

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 29.

Grand Island, Nebr., 27. November 1908. (Zweiter Theil.)

Nummer 14.

Jetzt spinnt die Welt ein Träumen ein.

Jetzt spinnt die Welt ein Träumen ein
Herbstnebel früh im Wogen;
Entrückt das Thal im Dämmerchein,
Von Goldglanz überflogen.

Die fernen Höhen im Morgenluft,
Gleich feuch verhallen Bräuten,
Und traulich in der stillen Luft
Das erste Glotzenläuten.

Ein heimlich Tropfen, traumhaft sein,
Aus unbewegten Zweigen.
Jetzt spinnt die Welt ein Träumen ein
So wunderbar, so eigen.
Elisabeth Kolbe.

Im Herbst des Leb. ns.

Von Lila Herr.

Der Geheimrath Adolphi war ein tüchtiger Arzt, der auch wegen seiner persönlichen Vorzüge allgemein beliebt und verehrt wurde. Auch die Mütter heiratungsfähiger Töchter der frühlichen Rheinstadt zogen den stattlichen Mann gern in ihre Gesellschaften, denn der Geheimrath war bis jetzt unvermählt geblieben und bewohnte sein reizendes Besitzthum allein; nur eine alte Haushälterin sorgte aufopfernd für das Wohl ihres gütigen Gebieters. Doch der Geheimrath lebte, soviel es seine gesellschaftliche Stellung erlaubte, zurückgezogen, fast einsam in seiner kleinen, anmuthigen Villa.

Heute war er in seiner Eigenschaft als Bezirksarzt schon früh in das nächste Städtchen gefahren, und die Sprechstunde fiel aus.

Das konnte freilich die vornehme, schlante Dame nicht wissen, die soeben vor der Gartenpforte stand und die Hausglocke ziehen wollte, als sie bemerkte daß die Thür nur angelehnt war.

Sie war vor kaum einer Stunde erst von einer Schweizer Erholungsreise, auf der sie sich eine Erfrischung zugezogen, mit dem Rheindampfer in A. angekommen und wollte in dem reizenden Städtchen einige Tage Rast halten, um den ihr empfohlenen Geheimrath zu konsultiren.

Nun schritt sie leichten Fußes den festbetreten Gartenpfad entlang, welcher zu der in blühendem Gebüsch eingebetteten Villa führte; auch das Hausthor stand offen, und da sich nirgends ein dienstbarer Geist zeigte, verließ sie die Führung übernahm, klopfte die Dame an die nächste Thür und betrat das Zimmer; es war sicher das Wartezimmer des Arztes. Doch es war leer; einen Augenblick horchte sie angestrengt nach dem Nebenzimmer, dann nahm sie abwartend Platz; der Arzt würde schon rufen.

Der kühle, luftige Raum wirkte durch seine vornehme Einfachheit behaglich auf die Besucherin. Zu der weit geöffneten Glashür leuchtete der sammtgrüne Rosenplanz herein, der sich vor der Hausfront ausbreitete und auf dessen Flächen sich kunstvolle Arabesken duftenden Blütenflors hingogen. Durch das grüne Weingerant, das die Thür umrahmte, warf die goldene Septembersonne ihre glühenden Strahlen und erfüllte den Raum mit wohlthätigem Lichtaquell.

Ulla schloß, wie diese Behaglichkeit der Umgebung in ihr wirkte, und lehnte sich tiefer in den Sessel zurück.

„Adolphi,“ murmelte sie sinnend; wie doch der Name sie so früh an längst vergangene Zeiten erinnerte! Jugendträume stiegen vor ihr auf; ein Jugendfreund trug auch diesen Namen, ach, und sie hatten sich beide so himmlisch gern gehabt, aber sie, die wenig ältere Ulla, war auch die besonnenere gewesen; sie wollte sich nicht als Schwerpunkt an sein lebensfrohes Dasein hängen und ihm den Flug zur Höhe nicht hemmen, dazu hatte sie ihn zu lieb gehabt. — Er aber war tief in seinem Stolz verlegt und meinte, sie wolle sein ernstes Wort nicht für voll nehmen; dann trennte sie das Leben. — Ulla konnte nie mehr etwas von ihm erfahren, doch immer, wenn sie sein Gedacht, und es geschah oft im Leben, zog jenes warme, zärtliche Gefühl durch ihre Seele, wie damals, als sie jung gewesen.

Sie war plötzlich ganz verfunken in der Erinnerung, die d er Name des Arztes in ihr geweckt, und hatte vergessen, daß sie auf diesen wartete. Nun fielen ihre Blicke auf die Bilder der gegenüberliegenden Wand, es waren photographische Gruppenaufnahmen,

und Ulla fand plötzlich Verlangen, diese anzuschauen.

Das eine war die studentische Vereinigung der Burschenschaft Rugia, welches sie mit Interesse betrachtete. Da — Ulla zuckte betroffen zusammen, war sie denn in einem Zauberschloß, oder gaultete ihre Phantasie erloschene Träume nach? Da stand ja der Jugendfreund, an den sie eben gedacht, in vollem studentischen Wiß, das bunte Couleurmützchen sah tief auf seinem blonden Haupte.

Es war ja ganz undenkbar — sollte der Geheimrath Adolphi identisch sein mit jener frühlichen Jünglingsgestalt? Ihr drohte das Herz stützlehen, erregt beschah sie die Bilder weiter. Da waren — Belagerung von Mey 1870 — stand darunter — lauter blutjunge Einjährig-Freiwillige, und da war er wieder, und auch sein älterer Bruder, sie kannte beide gut genug. Wie ernst sie beide waren!

Dort das dritte Bild zeigte junge Krieger, man sah es an den weißen Röcken, die einige angelegt, sie hatten sich um ihren Chef und Meister gruppiert. Dicht bei seinem Professor erkannte sie ihn endlich. Er war sehr verändert; ein schöner Vollbart umrahmte die durchgegeistigten Züge, die Stirn war höher, edler geformt, und die einst so hellen Augen waren durch scharfe Gläser verdunkelt, er war ein schöner, reifer Mann geworden. So hätte sie ihn gern erkannt!

Ulla hatte sich eine sieberhafte Erregung bemächtigt, sollte der Zufall sie wirklich noch einmal im Leben zusammenführen, oder hatte sie doch geträumt? Es war so traumhaft still um sie, nur Vogelstanz drang zu ihr herein, Rosenduft umschmeichelte ihre Sinne, ja so — die Rose, die ihr der kleine Junge draußen auf der Straße gereicht hatte. Ulla, die schlant aufgerichtet dastand, sah plötzlich ganz jung aus, sie nahm die Rose aus dem Gürtel und steckte sie eilig hinter das Studentenbild, dann wandte sie sich um, als sie nahende Schritte vernahm.

Erstreckt und erschrocken aber wich sie zurück — im Rahmen der Thür stand unter dem grüngoldenen Weingerant eine elegante Männererscheinung und blickte erstaunt und fragend die Fremde an. Doch als er ihre Verwirrung sah, kam er ihr freundlich zu Hilfe.

„Geheimrath Adolphi,“ stellte er sich vor und trat grüßend näher, „gnädige Frau wünschen mich zu sprechen?“ Der Klang dieser Stimme gab ihr die Haltung zurück, sie erkannte sofort dieses helle, klare Organ.

„Ach kam allerdings hierher, um den Arzt zu sprechen, Herr Geheimrath,“ antwortete sie und setzte lächelnd hinzu: „Aber ich glaube schon, mich in ein Zauberschloß verirrt zu haben, kein Mensch ließ sich sehen, mir Auskunft zu erteilen, da tauchten hier in diesem Wunderraum unvermuthet alte Jugendbilder vor mich auf — wie Märchenzauber unschlich es mich!“ Sinnend strich sie mit der Hand über die Stirn.

Seine hellen, durchdringenden Augen ruhten forschend auf ihrem Gesicht. Etwas an ihr zog ihn an, eine Erinnerung wollte kommen, doch konnte er ihre Spur nicht verfolgen.

„Und diesen schönen Märchenzauber zerriß nun der grauhäutige Hausherr? Schade!“ scherzte er weiter.

„Schade? Die Jugendbilder gehören doch einer vergangenen Zeit an, der grauhäutige Hausherr aber gehört der Gegenwart.“ Sie sah ihn an mit ihrem weichen, warmen Blick, fast fühlte er es wie schmeichelnde Berührung auf seinen Zügen; wer war diese Fremde, die ihn zu kennen schien? Ihren Namen hatte sie nur undeutlich gemurmelt. Vergeblich strengte er sein Gedächtnis an; nun die Gewißheit würde ihm schon werden.

„War es nur der Raum allein, gnädige Frau, der diese Stimmung in Ihnen hervorrief? Es ist ein stilles Zimmer, in dem ich gern von den Mühen des Tages Erholung suche; dann tritt zuweilen ein ähnlicher Zauber an mich heran.“ Sie sah an ihm vorbei, immer nur das Bild des lebensfrohen Studenten an, er folgte diesem Blick.

„Also durch diese Bilder wurden alte Träume in Ihnen geweckt, tanneten Sie die junge Schaar?“ „Nur einen!“ sagte sie und lächelte bedeutungsvoll.

Da hielt es ihn nicht länger, er sah sie forschend an — diese Augen kannte er, die so deutlich zu ihm sprachen, wenn aber gehörten sie? — Unvermit-

telt fragte er: „Kennen wir uns, gnädige Frau, oder tanneten Sie diesen dort, und gilt der duftende Gruß einer freundschaftlichen Erinnerung?“

„Ja, ich tannete diesen meinen Liebling dort, und“ setzte sie leise hinzu, „die Erinnerung bleibt uns ja das einzige Paradies, aus dem man uns nicht vertreiben kann!“

Ihre Worte hatten ihm die Erinnerung gebracht, wie Erleuchtung folgte über seine Züge. Willigartig tauchte ein Bild vor seinem Innern auf: eine altmodische Stube, eine noch ältere Großmutter darin, ein altgewordenes Geschwisterpaar und eine Schaar Großelkinder, junger Menschen, darunter eine übermüthige Mädchen-gestalt mit lachenden Augen. Das Paradies seiner Jugend!

Er stand vor ihr, den Blick nach innen gerichtet, nun sahen sie sich in die Augen. Da legte er seine weiche Hand auf ihre Schulter, und leise flüsterten seine Lippen: „Ulla, bist du es?“

Sie sentte bejahend, tief erröthend das Haupt. Dann aber sah sie auf, wieder mit diesem tiefen, zärtlichen Blick gerade in seine freundschaftlichen Augen, und da nahm er sie bei den Händen und führte sie zu einem Sitzplatz. Hier tauchten sie ihre Erlebnisse aus, die ihnen das Leben beschieden, sprachen von Freud und Leid, das ihnen geworden, von verwehtem Glück und gestorbener Liebe, und wie sie beide so einzeln geblieben. Dann, als Ulla ihm erzählte, wie in den letzten Jahren ihres Lebens der Tod ihr alle geraubt, die sie geliebt und die ihres Lebens Inbald waren, da legte er gerührt seine Arme um ihre Gestalt und zog sie leise an sein Herz.

„Bleibe bei mir, Ulla, sei mein Weib, ich werde dich schützen vor den Stürmen des Lebens!“ Nun schlang Ulla die Arme um seinen Hals. Die Vereinten hatten sich gefunden zu endlichem Glück, noch spät, im Herbst ihres Lebens.

Nebel.

Stimme aus dem Marineleben. Von Otto Martin.

„Die Waage-Schotten schließen!“ — Scheinwerfer-Mannschaften auf die Stationen!“ befehlt der Wachhabende auf der Kommandobrücke: laut wird der Ruf von den Masten in den unteren Deck wiederholt. Unmittelbar darauf ertönt dumpf heulend ein langgezogener Ton von der Sirene.

„Nebel!“ — Wie ein dichter Schleier hüllt er das Schiff ein; alles grau in grau. — Grau der Himmel, grau und farblos das Wasser, in welchem das Schiff öpferlich dahingleitet, Masten und Schornsteine verlieren sich in grauem Dunst, feucht und klamm ist die Luft, matt die Bewegung der See, von der dicke graue Dämpfe emporsteigen scheinen.

Der Kommandant selbst hat die Führung übernommen; außer ihm ist der Navigationsoffizier auf der Brücke, so daß mit dem eigentlichen Wachhabenden nunmehr drei ältere Offiziere den Ausguck persönlich versehen. Man kann kaum bis zum Bug des Schiffes blicken. Der zweite Wachhabende, der sonst den inneren Dienst des Schiffes leitet, hat sich auf die Back, das vorn, gegeben; von hier hat er vielleicht fünfzig Yards mehr Ausblick als die Offiziere auf der Brücke. — Fünfzig Meter! Was bedeutet dies für ein Schiff, das bei langsonstiger Fahrt drei bis vier Meter in der Sekunde zurücklegt, das zum Umsteuern der Maschinen vom Gedankentheil auf der Brücke bis zum Anspringen der Schrauben auf Rückwärtsgang etwa zehn Sekunden benötigt und das beinahe noch die gleiche Zeit gebraucht, bis die gewaltige Masse des Schiffes die Rückwärtsbewegung selbst aufnimmt.

Auf der Kommandobrücke herrscht ein stilles Schweigen, das sonst blendende Licht des Scheinwerfers erscheint matt wie Milchglas; im Schiff ist Ruhe befohlen, der Zeiger des Maschinen-telegraphen zeigt langsame Fahrt. Scharf wird nach allen Seiten gelauscht, und die Augen der Verantwortlichen durchsuchen den dichten Nebelschleier zu durchbohren. Jeder weiß, daß im entscheidenden Augenblick eine Sekunde eine tothbar lange — und doch kurze — Spanne Zeit bedeutet, daß ein einziger Fuß über Sein oder Nichtsein entscheiden kann.

Im Nebel bei Gefahr des Zusammenstoßes mit den Maschinen zu manövriren, ist meist dann zu spät, wenn man den andern deutlich sieht. Man muß möglichst vorher bereits seine Manövrregeln getroffen haben, das heißt ehe man ihn sieht, wenn man ihn hört. Aus diesem Grunde sind internationale bestimmte Schallsignale festgelegt, die jedes Schiff unbedingt bei Nebel anwenden muß.

Diese Signale werden, wenn das Schiff in Fahrt ist, von Dampfmaschinen mit einer Pfeife, einer Sirene oder einem Heuler, von einem Segelschiff mit einem Nebelhörn gegeben; wenn dagegen das Schiff zu Anker liegt, so fällt der Unterschied zwischen Dampf- und Segelschiff fort, und deshalb sind die Signale einheitlich, und zwar Schläge mit der Schiffsglocke.

Es hat etwas Schauriges, wenn man im Nebel fährt und das Heulen der Sirenen oder des Tuten der Nebelhörner in kurzen Unterbrechungen aus den verschiedenen Richtungen vernimmt. Diese Richtung genau festzustellen, ist meist erst möglich, wenn man den Ton mehrere Male gehört hat; die Entfernung anzugeben, ist fast ausgeschlossen.

Leuchttürme und Feuerlöcher machen auch Nebelsignale; die sind jedoch besonders gekennzeichnet, damit man sofort ihren Ursprung ertählt. In den Segelanweisungen und auf den Seetarten findet man diese Nebelsignale, z. B. alle Minuten einen Kanonenschuß, verzeichnet.

Ein eigenartiges Signalmittel sei hier besonders erwähnt, weil in letzter Zeit viel darüber in Zeitungen geschrieben wurde; es sind dies die sogenannten *Nat er Wasser* — Glotensignale. Unwillkürlich mag der Leser an die sagenhaften Glotensöne der gesunkenen Stadt Vineta denken. Für diese Signale hat man auf den Schiffen große, besonders abgestimmte Gloten in Kammern unter Wasser eingebaut, derart, daß der dumpe Schall dem Wasser mitgetheilt wird; die Schallwellen pflanzen sich im Wasser ähnlich wie in der Luft fort und können von anderen Schiffen, die mit telephonischen Hörempfängern ausgerüstet sind, wahrgenommen werden. In gewisser Beziehung ist es sogar möglich, die Richtung zu erkennen, aus welcher die Glotensöne kommen. Bisher hat diese Einrichtung hauptsächlich in der Form Verwendung gefunden, daß die *S i l l i e g e n d e n* Feuerlöcher mit Feuerlöchern und eine Reihe großer Dampfer und Kriegsschiffe mit Empfängerapparaten ausgerüstet sind. Die Reichweite dieser Glotensignale ist etwa acht Meilen.

Ein anderes Signalmittel, das durch den dichtesten Nebel dringt, zu Nebelsignalzwecken aber völlig unbrauchbar ist, bildet die drahtlose Telegraphie.

Ein Schiff, das mit entsprechenden Einrichtungen versehen ist, kann jederzeit Telegramme abfenden und von anderen Schiffen oder Landstationen empfangen. Wenn dagegen im Nebel zahlreiche Schiffe durcheinander „funten“ wollten, so würde heillose Verwirrung entstehen, weil die Reichweite der drahtlosen Telegraphie über tausend Kilometer groß ist und ein Signalfizier in bestimmter Richtung noch nicht gefunden wurde. Man denke sich nur einmal Nebel im englischen Kanal. — Dort fahren sicherlich mehrere hundert Schiffe jederzeit gleichzeitig herum. Wenn diese nun ununterbrochen in die Welt hinausfunten würden: „Hier bin ich — macht mit Platz!“ dann würde diese „lautlose Gekoch“ von allen Funktionen des europäischen Kontinents, zum Beispiel auch von der Großstation Nauen bei Berlin vernommen werden, und da in europäischen Gewässern schließlich irgendeine immer Nebel ist, so würde die ganze „Funtere“ einem Gängegeknatter ähnlich werden, weil immer nur Nebelsignale ankämen.

Mancher Leser wird vielleicht fragen: warum antwort man nicht zweckmäßigerweise im Nebel? Diese Frage läßt sich leicht beantworten. Erstens gehört zum Antern ein bestimmter Ankergrund, das heißt eine gewisse Wasser-tiefe. Ueber 100 Fuß antert man nur ungern; hieraus folgt, daß man in den seltensten Fällen überhaupt antern kann. Und zweitens würden in nebelreichen Gegenden Schiffe oft wochenlang, wahrscheinlich zur geringen Freude der Passagiere, und der Abende, zu Anker liegen, und die lieben Angehörigen an Land würden sich nach den „leberfälligen“ todt ängstigen.

Eine internationale Bestimmung ordnet ausdrücklich an, daß Schiffe im Nebel die Fahrt m ä ß i g e n sollen. Auf diesen wichtigen Punkt soll hier näher eingegangen werden, weil in den Zeitungen über Zusammenstöße im Nebel fast regelmäßig zu lesen ist, daß der Hauptschuldige, fast stets derjenige, der sich am wenigsten gethan hat, rücksichtslos trotz Nebel voll Dampf drauf los gefahren sein soll und einfach jeden, der ihm in den Weg gekommen wäre, über den Haufen gerannt hätte.

Jedem Schiffsführer ist sein Schiff, sind die an Bord befindlichen Menschen anvertraut, letztere sehen ihr

volles Vertrauen auf ihren Kapitän. Es ist daher die vornehmste Pflicht dieses Mannes sein Schiff, seine Leute sicher zu fahren. Schon mehrfach wurde in vorstehendem darauf hingewiesen, wie schwer, ja wie unmöglich es ist, ein großes Schiff durch seine Maschinen plötzlich zu regieren, um etwaige Kollisionen zu vermeiden. Hinzu kommt, daß der Befehl zum Rückwärtsgehen erst zum Maschinen telegraphiert, dort richtig verstanden und richtig ausgeführt werden muß. Jeder tüchtige Mensch verläßt sich jedoch in der Gefahr in erster Linie auf sich allein, daher wird ein Kapitän sich am liebsten mit seinen Manövrern zunächst auf sein Steuerruder einrichten, denn dieses wird unter seinen Augen auf der Brücke, gewissermaßen von ihm persönlich, bedient. Ein Schiff steuert um so schlechter, je langsamer es fährt, weil der Ruderdruck auf das Ruder fehlt. Der Kapitän hat also sein Schiff um so mehr in der Gewalt, je schneller dieses läuft, es gehorcht ihm dann auf die geringste Rudelagel. Daher fahren viele Kapitäne auch im Nebel mit v e r h ä l t n i s m ä ß i g hoher Fahrt; weiter, weichen jedem Schallsignale schon von weitem aus, und da ihre ganze Geistesarbeit auf das Steuerruder konzentriert ist, so schießt gewissermaßen telegraphisch beim Sichten des Gegners das Bild vor ihren Augen zusammen, blitzschnell wird das Ruder herumgeworfen, und so werden viele Kollisionen meist glücklich vermieden. Noch eins kommt hinzu: bei einem Unglück hat der Schnellere den Vortheil auf seiner Seite, weil er durch die Rudelagel zum Ausweichen meist sein Schiff in günstige Position gebracht hat. — Der Führer eines Schiffes denkt hierbei niemals an seine eigene Person, pflichtmäßig bleibt er als letzter auf der Brücke, wie der Fels in tosender See, er muß zu den Männern gehören, die talblütig sterben können. Wenn nun ein Kapitän, wie geschilbert, gefahren ist, so hat er sein Schiff und seine Leute am sichersten führen wollen, er hat nicht leichtsinnig, sondern kluglich handeln wollen.

Bedeutet für das einzelne Schiff bereits der Nebel eine große Gefahr, um so mehr muß dies für gemeinsam fahrende Schiffe, für ein Geschwader oder eine Flotte der Fall sein. Nebel tritt manchmal ganz plötzlich ein, deshalb muß unter Umständen im Nebel sogar die Marschformation in die sogenannte Nebelformation geändert werden. Erstere richtet sich nach Art und Zweck des Marsches, letztere ist dagegen bestimmt vorgeschrieben. Die Nebelformation ist eine lange Kieflinie, einer Fahrt hinter dem andern, der Admiral an der Spitze, und der Hintermann darf niemals seinen Vordermann verlieren — auch wenn er ihn nicht sieht. Aus diesem Grund wird namentlich in wenig belebten Gewässern von jedem Schiff des Geschwaders an einer etwa zweihundert Yards langen Leine ein Flag (die Kaffellonne), gefüllt mit leeren Konfektbüchsen, oder eine Art Glotensonde hinterher geschleppt. Der Hintermann fährt nun immer betart, daß er an der Kaffellonne des Vordermannes mit seinem Bug ist. Dies hat den Vortheil, daß man sich nicht verirrt, aber den Nachtheil, daß ein fremdes Schiff, das zufällig die Leine im Nebel treuzt, unklar von den Schlepplainen kommt. Allerdings kann wiederum hiergegen eingewendet werden, daß ein Geschwader mit seinen Nebelsignalen ein derartiges Getöse macht, daß jeder Gegenfahler schlechthin ausreißt. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die beiden Marschformationen stets auf Vorder- beziehungsweise Hintermann gerichtet sind.

Da das Fahren eines Geschwaders im Nebel ein recht complicierter Apparat ist, so wird es häufig bei klarem Wetter geübt. Das Flaggenignal „Nebel“ bedeutet „Auf Befehl des Admirals bildet Ihr Euch alle ein, daß jetzt Nebel ist“. Zu den besonderen Übungen der Nebelfahrt gehören unter anderem „Mann über Bord im Nebel“, „Antern im Nebel“, sowie verschiedene Kursänderungen, Schwenkungen und das Verhalten bei einem Unglücksfall.

Wenn nach Stunden langen Aushaltens endlich der Nebel verfliegt, wenn lachend die Sonne herniederstrahlt, die den Nebel „weggefressen“ hat, wie der Seemann sagt, dann athmet die verantwortlichen Führer erleichtert auf. Sie haben wieder einmal an eigenen Leibe das Schillerische Wort kennen gelernt: „Leben und nichts sehen, das ist ein Unglück.“

Der Weise lächelt über die Welt, die Welt lacht über den Weisen — und beide haben recht.

Solinger Klängen.

Ein kleiner Aufsatz im Septemberheft der Zeitschrift „Le Connoisseur“ beschäftigt sich mit gewissen berühmten bezeichnenden Solinger Schwertklängen, die nach Angaben einer englischen Autorität, des Herrn H. St. George Gray, zu den allergrößten Seltenheiten gehören. Die Erörterungen sind dadurch veranlaßt, daß in Somerset in England ein Schwert auftaucht, das auf beiden Seiten der Klinge die Aufschrift „Adolf Broch, Solingen, 1812“ trägt. Die berühmtesten Schwertler in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden zu Belluno von Andrea Ferata angefertigt, der um 1584 starb. Aber die meisten der ihm zugeschriebenen Schwertklängen sind gar nicht aus seiner Werkstatt, sondern wurden in Solingen oder in Spanien gemacht, einige wenige vielleicht auch in Schottland. Eine kleine Anzahl Ferata-Klingen tragen zum Namen noch die Städte namen Solingen oder Lissabon; die Glanzigkeit und Härte dieser Schwertler hatte nämlich solches Renommee gewonnen, daß der Name bis ins 18. Jahrhundert auf Klingen weiterlebte. Solingen war gegen Ende des 16. Jahrhunderts und durch das 17. Jahrhundert hindurch der Sitz mehrerer berühmter Waffenschmiede; als der früheste ist Johannes Bandes (1560—1610), dann die Familie Broch zu nennen. Generation auf Generation vererbten sich die aus jener Zeit stammenden Solinger Klängen, die dann oft je nach der Mode mit neuen Griffen versehen wurden. Broch-Schwertler sind noch seltener als die echten Ferata-Schwertler; außer dem neu aufgetauchten Adolf Broch weiß Hr. Gray kein anderes Exemplar mehr zu nennen. Die englischen großen Waffensammlungen in South Kensington, im Tower, in der Richard Wallace-Sammlung besitzen überhaupt keine Broch-Schwertler. In der Literatur ist bei Demmin ein Schwert, Arbeit des Peter Broch, erwähnt; und in Paris soll sich ein solches, bezeichnet mit Broch, aus dem 16. Jahrhundert befinden. Ein anderes, im „Musée d'Artillerie“ in Paris, nennt Johann Broch als Verfertiger. In der America zu Madrid figuriren Clemens Broch und Jacob Broch aus Solingen auf zwei Secento-Schwertern. Demnach müssen fünf Mitglieber der Familie Broch oder Brod: Adolf, Clemens, Jacob, Johann und Peter, hervorragende Schwertler in Solingen gewesen sein. Das in Somerset aufgetauchte Stück ist im „Connoisseur“ abgebildet; zweifellos finden sich in denselben Waffensammlungen doch noch bezeichnende Solinger Klängen aus dem Ende des 16. und 17. Jahrhunderts, die in der Literatur nicht bekannt geworden und daher dem englischen Kenner entgangen sind.

Scharfrichtergebühren.

Anlässlich des Todes des früheren Scharfrichters Reindel bringen die Ahehor Nachrichten einen Artikel über Hinrichtungen und Scharfrichter im Herzogthum Holstein aus früherer Zeit, aus dem folgende unter dem 12. März 1698 von Kopenhagen aus erlassene Tax-Ordnung für die Scharfrichter für weitere Kreise von Interesse sein dürfte: Einen Kopf mit dem Schwerte abhauen 10 Reichsthaler. Einen Kopf mit dem Beile abhauen 8 Reichsthaler. Eine Hand oder Finger abhauen 4 Reichsthaler. Einen Kopf und eine Hand eintragen und sehen 7 Reichsthaler. Einen Hängen 10 Reichsthaler. Einen wieder vom Galgen herunternehmen 4 Reichsthaler. Einen ganzen Körper auf das Rad legen, den Pfahl eintragen und sehen 7 Reichsthaler. Einem Arme und Beine in Stücke schlagen und ihn auf das Rad flechten 14 Reichsthaler. Einen tothen Körper aus der Stadt fahren 2 Reichsthaler. Einen Körper in die Erde graben 3 Reichsthaler. Einen viertheilen und auf das Rad legen 12 Reichsthaler. Für einen jeden Griff mit glühenden Zangen 4 Reichsthaler. Einen brandmarken 4 Reichsthaler. Einen am Pranger hängen 5 Reichsthaler. Einen aus der Stadt hängen 7 Reichsthaler. Einen zu reitigen oder Stadt und Landes zu verweisen 4 Reichsthaler. Einen Körper verbrennen 10 Reichsthaler. Posquillen oder dergleichen etwas verbrennen 3 Reichsthaler. Namen an den Galgen schlagen 2 Reichsthaler.

Gedankensplitter.

Die Kunst der Aerzte besteht weniger darin, unser Leben, als unser Sterben zu verlängern.

Bescheidenheit ist jene Tugend, die man aus der Noth zu machen pflegt.

Sich beherrschen, ist gleichbedeutend mit verzichten.